

Problematische Hilfen?

Pfarrbriefe und Pfarrbriefdienste:
Anmerkungen zu einem ungeklärten Verhältnis

von *Bernhard Meuser*

Die kirchliche Presse in der Bundesrepublik Deutschland steht trotz bedeutsamer Auflagenzahlen im Schatten der allgemeinen Tages- und Wochenpresse. Noch einmal tiefer in den Schatten ist ein publizistisches Phänomen gerückt, dessen man sich auch kirchlicherseits noch nicht voll bewußt ist: Überall, wohin man kommt, gibt es sogenannte Pfarrbriefe. Manche sind das Papier nicht wert, auf dem sie gedruckt wurden; ihre Optik verweigert, wozu sie gedacht sind: Kommunikation. Andere – und nicht wenige – veraten ein kluges Konzept und eine geschickte Hand. Man greift gerne zu ihnen, als erfrischende Zeugnisse wirklicher Basis-Publizistik. Alle Zahlenangaben über den realen Umfang dieses neuen Mediums beruhen nach wie vor auf Schätzungen; denn eine Meldepflicht gibt es nicht. K.R. Durth¹ schätzte 1982 die Gesamt-Auflage aller katholischen und evangelischen Pfarr- bzw. Gemeindebriefe auf rund 100 Millionen pro Jahr, bei 10.000 Titeln. Das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik, Herausgeber eines Handbuches „Der Gemeindebrief“², nahm 1983 sogar noch höhere Zahlen an: Man schätzte (allein für den evangelischen Bereich) eine Jahresgesamtauflage von 70 Millionen Exemplaren. Diese Zahlen müssen verblüffen. Selbst wenn Quantität noch nichts darüber aussagt, ob diese publizistische Arbeit sinnvoll und effizient ist, so muß doch die landläufige Nichtbeachtung auffallen, mit der dieses Phänomen von vielen Pastoraltheologen, kirchlichen Publizisten und verantwortlichen Amtsträgern in der Kirche gestraft wird. In den Gemeinden sind Pfarrbriefe längst obligatorisch geworden. Trotzdem scheinen sie im Bewußtsein der Theoretiker und Verantwortlichen noch allzu sehr in der Grauzone der Sub-Publizistik, der Schüler-, Studenten- und Stadtteilzeitungen beheimatet und also mit dem Makel des Dilettantischen behaftet.

1. Pfarrbriefe: Wo kommen sie her?

Seit wann es Pfarrbriefe gibt, kann gleichfalls niemand mit Gewißheit sagen. Verschiedene Faktoren begünstigten nach dem Krieg ihre Entwicklung, obwohl es sie vereinzelt schon in den 20er und 30er Jahren gab. Nicht zuletzt die Tatsache, daß die Druck- und Büromaschinen-Industrie nach und nach Umdrucker und Klein-Offsetmaschinen anbieten konnte, die preisgünstig anzuschaffen waren, von jedermann bedient werden konnten und einen billigen – wenn auch nicht sehr ansehnlichen – Druck ermöglichten, hatte ihr Gewicht. Überall in den Pfarrhäusern begann eine rege Drucktätigkeit. Meist war es zunächst nur ein Vermeldezetteln, den man – zur Entlastung der Liturgie von lästigen Termin-Ankündigungen – den Leuten in die Hand drückte. Dieses Pfarrblatt trug vielerorts auch einen kurzen Sonntagsgruß des Pfarrers; eine Geste mehr denn eine

Bernhard Meuser, Theologe und Germanist, arbeitet als Verlagsredakteur in Aachen.

gezielte Botschaft in die Familien. Unter den gewandelten Bedingungen einer zunehmenden Gottesdienst- und Glaubensfremde erhielt die gedruckte Kontaktnahme zur Gemeinde einen ganz neuen Stellenwert. Die „ganze“ Gemeinde kam nicht mehr zur Versammlung zusammen; sie existierte nur noch in der Kartei – oder als mögliche Postadresse. Als „Pfarrbrief“, der nun nicht mehr nur in der Kirche auslag, sondern von da an regelmäßig allen Haushalten der Gemeinde zugestellt wurde, entstand gewissermaßen „von unten“ (und ohne jeden wegweisenden Pastoralplan) die typische Gestalt des Mediums. Es ist hier einmal mehr so, daß nicht Theorie die Praxis hochführte, sondern eine allgemeine Praxis geboren aus bestimmten Bedürfnissen, deren Erfüllung plötzlich technisch möglich war – recht bald schon nach theoretischer und praxisbegleitender Hilfestellung rief. Pfarrbriefdienste entstanden, die mit mehr oder weniger Geschick redaktionelles Instrumentarium anboten. Sie prägten positiv wie negativ die Pfarrbrief-Bewegung mit. Vielerorts war es anfangs noch der Pfarrer, der sich der publizistischen Schützenhilfe versicherte. Nach und nach ging mit dem Ausbau des Mediums und der nachkonziliaren Etablierung der Pfarrgemeinderäte die redaktionelle Verantwortung mehr und mehr auf dieses Gremium über. Der „Pfarrerbrief“ wurde zum „Pfarrbrief“ und zeigte beiläufig etwas von den innerpfarrlichen Schwerpunktverlagerungen jener Jahre auf. Ausschüsse für Öffentlichkeitsarbeit erkannten im Pfarrbrief ihr genuines Tätigkeitsfeld. Und auch von offizieller Seite setzte man im Sinne einer neuen missionarischen Pastoral zunehmend Hoffnungen in das Instrument Pfarrbrief. Der Mainzer Weihbischof Wolfgang Rolly: „Zu den Fragen bei den Gesprächen in den Gemeinden anlässlich der Visitation gehört immer wieder die Frage: Wie bekommen wir in der Pfarrei Kontakte über den engeren Kreis hinaus? . . . Meine Antwort: Ein wichtiger Weg der Kommunikation ist hier der Pfarrbrief.“³

2. Der Pfarrbrief im pastoralen Kontext

Die faktische Wertschätzung des Mediums Pfarrbrief ist durchaus kein Zufall. Übersieht man die besondere Herausforderung, der sich die Pastoral gegen Ende unseres Jahrhunderts stellen muß, so läßt sich der Nutzen leicht errechnen. In der folgenden pastoraltheologischen Skizze geht es um die gewandelten Bedingungen, in denen man sich etwas vom Pfarrbrief verspricht.

2.1. „Marginalisierung“

Nicht erst die statistischen Daten, die das Institut für Demoskopie Allensbach 1979 und 1982 im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz ermittelte, warfen ein bezeichnendes Licht auf die Differenz von kirchlicher Erwartung und öffentlicher Einstellung und Praxis. So dürfte man z.B. kaum mehr ein Drittel aller Getauften (nach der alten Terminologie) als „praktizierende“ Christen bezeichnen, – denn so viele besuchen nur noch mit einiger Regelmäßigkeit den Gottesdienst. Bischof Klaus Hemmerle hat den Zustand, für den der mangelhafte Gottesdienstbesuch allenfalls ein äußeres Signal ist, mit dem Wort „Marginalisierung“ zu umschreiben versucht: „Viele gehören noch 'irgendwie' dazu und wollen auch dazugehören – sie distanzieren sich aber mehr und mehr von der aktiven Teilnahme an den zentralen Vollzügen des Gemeindelebens und erfahren so nicht mehr in prägender Regelmäßigkeit, was eben nur im Gottesdienst und in der Verkündigung innerhalb der Kirche zu erfahren ist. Dies steht in Wechselwirkung mit der Entfremdung gegenüber den fundamentalen Lebens- und Glaubensauffassungen, in der

Spannung zu den Normen und Autoritäten des Christlichen und Kirchlichen.“⁴⁴ Im Gegenzug zu der Emigration, wie sie aus dem Blickwinkel der Kirche erscheint, haben diejenigen, die nun „am Rande“ leben, eher das Gefühl, sie seien recht in der Ordnung der Normalität und die Kirche habe sich von der Mitte zum Rand hin bewegt. Hemmerle beschreibt die Marginalisierung im Abdriften von den fundamentalen Lebensvollzügen der Kirche im übrigen nur als einen Sonderfall einer umgreifenderen Tendenz zum Rand. Die Maschinerie der funktionierenden Leistungsgesellschaft produziert gleichsam als ihre eigene Ausschußware zunehmend Sonderwelten derer, die nicht mehr mitkommen, mitdürfen, mitwollen. Schließlich gibt es noch die subtilste und allgemeinste Form der Marginalisierung, die darin besteht, daß immer mehr Menschen nicht mehr mit sich selbst zurechtkommen, daß sie leiden unter der Differenz von Rolle und Selbst, daß sie in ihren Worten nicht mehr vorkommen und im toten Winkel zu sich stehen. Auf diesem Hintergrund entwickelt Bischof Hemmerle einen Seelsorgebegriff, der auf *participatio* und *communio* als den Grundzügen der Lebenspraxis Jesu gegründet ist. Inwiefern diese beiden Begriffe für eine Integration des Pfarrbriefes in ein übergreifendes Pastoralkonzept von Bedeutung sind, soll später dargelegt werden.

Allen ist heute hinreichend deutlich, daß es nicht ausreicht, den kirchlichen „Besitzstand“ zu verwalten und zu wahren. Auf diese Weise bestätigt die Kirche nur ihre „Marginalität“ im Bewußtsein ihrer Zeitgenossen, für die sie gerade bestellt ist. Kirche existiert nie um ihrer selbst willen. Ihre spezifische Herausforderung wird es sein zu entdecken, wie sie zu jeder Zeit missionarische Kirche sein könnte. In jeder Gemeinde gibt es heute vom Kern zu den Rändern die verschiedensten Grade aktuierter, ruhender oder zurückgehaltener Bindung. Eine glatte Verweigerung missionarischen Kircheseins bestünde in moralischen Qualifikationen der Art, daß sich das Häuflein der Getreuen – die Kerngemeinde – mit einem christlichen Alleinvertretungsanspruch schmückt und mit denen, die vermeintlich „draußen“ sind, das Gespräch abbricht. Bannworte, Anklagen, Kanzelmißmut führen nicht weiter, bewirken nur eine weitere Abstimmung mit den Füßen. Zudem bedenkt solche Entschiedenheit zu wenig die Gründe, die getaufte Christen vom Kern zu den Rändern führte. Vielleicht wären viele nicht draußen, wenn die drinnen mehr im Kern wären, worin zu sein sie unausgesetzt behaupten. Die Praxis Jesu ist eine unüberhörbare Einladung von allen möglichen Rändern zum Kern hin. Im Johannesevangelium ist die erste Vermittlung vom Rand zur Mitte eine Einladung zum Mitwohnen (Joh 1,38f.). Nachfolge geschieht im Mitgehen und stückweiser Einweihung in die Geheimnisse. Das Teilgeben – die *participatio* – geht fließend in den bleibenden Zustand der *communio*, des Lebens-Austausches, über. „Auf Jesus Christus schauen heißt: in ihm jene finden, die ihm und seiner Kirche davonlaufen oder unbemerkt entraten; in ihm sich selber finden in der eigenen Einsamkeit und Ratlosigkeit und Unfähigkeit, sich zu öffnen und mitzuteilen. Und müßte nicht auch bei uns solche Partizipation und Kommunion mit jenen, die am Rande sind, Gestalt werden in Begegnung, Kontakt, Bildung lebendiger Zellen, in denen die Übersetzung von Mitte und Rand zueinander geschieht?“⁴⁵ In dieser Sicht sind „die da drinnen“ und „die da draußen“ gar nicht so weit voneinander entfernt. Beide Parteien sind gemeinsam abhängig vom Blick auf den, der sich als Quelle des Lebens für alle ausgewiesen hat.

Darum handeln Gemeinden sinnvoll, die sich nicht in ein selbstgewähltes Ghetto verschanzen; die stattdessen die Tür zum Mitleben offenlassen. Das Angebot zur Partizipation gehört zum Wesensmerkmal einer solchen Gemeinde. Wenn sie ein wirkliches, d. h. nicht bloß aufgesetztes Lebens-Angebot zu machen hat, sind ihre Chancen bei denen, die aus den verschiedensten lebensgeschichtlichen Gründen in einer diffusen Bindungs-Situation oder einer selbstgewählten Randlage sich befinden, gar nicht so

schlecht. Was im Zentrum eines Lebens, was im Horizont und was aus dem Auge ist, das kann sich wandeln. Mancher empfindet ein Unwohlsein in seiner Randlage; mancher würde den Faden gerne wieder anknüpfen, der ihm vor Jahren entglitten ist; mancher ist offen oder wenigstens neugierig.

Die wachsende Mobilität auf dem Arbeitsmarkt erzeugt mit dem Wechsel des Wohnortes – nicht nur den „Abspringer“ aus einer konventionell gewordenen religiösen Bindung. Vielleicht ebenso oft ist Einsamkeit und Isolation die Folge. Aber die Integration in eine Gemeinde ist harte Beziehungsarbeit. Und sie mißlingt oft genug, weil die Gemeinden nicht entgegenkommen. Junge Frauen, die einige Jahre im Berufsleben gestanden haben, bekommen Kinder. Sie sitzen, abgeschnitten von den meisten Kontakten, zu Hause. Nebenan, in der Gemeinde, gibt es einen Mutter-Kind-Kreis. Davon muß man aber erst wissen. Alleinerziehende glauben sich kirchlich geächtet. Niemand kam auf sie zu. Nicht anders ergeht es vielen jungen Familien. „Kirche“ als reale Mitlebenschance ist ganz weit weg. In den Medien hat sie schon optisch keine Präsenz. Man sage nicht, daß das nur an den Medien liege. Es gibt auch den umgekehrten Vorwurf der verweigerten Kommunikation. Zu lange hat die Kirche nach dem Prinzip gehandelt: Wer etwas wissen will, der soll zu uns kommen.

Eine missionarische Kirche, eine Kirche also, die zur Partizipation einlädt, ist eine kommunikationsoffene Kirche. Wer Wiederanknüpfungen entfremdeter Lebensgeschichten an den Gemeinschaftsprozess bestehender Gemeinden will, der muß zuallererst wieder in das Bewußtsein seiner Zeitgenossen kommen. Wie sonst sollten sich Erwartungen auf die Kirche konzentrieren?

2.2 Der Pfarrbrief: eine Brücke aus Papier

Es gibt im Grunde nur zwei Mittel, um zwischen der Kerngemeinde und ihren diversen Rändern Kontakte zu knüpfen: das integrative Gespräch (von der werbenden Gesprächssituation durch Gemeinde-Mitglieder bis hin zum expliziten Hausbesuch-Gespräch durch den Pfarrer) und der Pfarrbrief. Beide Methoden stehen in keinem Konkurrenzverhältnis, so daß es sich empfiehlt, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Der Pfarrbrief hat darüber hinaus noch Vorteile, die dem Gespräch abgehen. Der Pfarrbrief ist unverfänglicher. Man kann ihn lesen oder eben nicht. Wie alle diesbezüglichen Untersuchungen aber beweisen, hat der Pfarrbrief eine geradezu sensationelle Leseakzeptanz.⁶ Mit Sicherheit liegt das am lokalen Bezug, den der Pfarrbrief mehr noch als der Lokalteil einer Tageszeitung haben kann. Die Tageszeitung handelt zwar von den Menschen, die auch Leser des Lokalteils sind. Aber der Schreiber bleibt zu meist anonym. Währenddessen ist der Redakteur des Pfarrbriefes „einer von uns“. Er hat ein bekanntes Gesicht und einen vertrauten Namen. So hat der Pfarrbrief die besten Chancen, geistig „eingemeindet“ zu werden. „Je grenzenloser und weiter die Welt, je mobiler ihre Bewohner und je totaler deren Kommunikationsmöglichkeiten, desto unheimlicher wird sie ihm auch, um so mehr fühlt er sich in der überschaubaren und kleineren lokalen Welt wohl, in der er – angesichts seiner Mobilität und vielfältigen Rollen, die er in der Gesellschaft draußen spielen muß – viel zu selten zu Hause ist, in der er aber immer noch mitreden und mitentscheiden will, um sie als seine Welt zu erhalten.“⁷

Nimmt man die Tatsache dazu, daß die zentralistischen Tendenzen der vergangenen zwei Jahrzehnte dazu geführt haben, Verwaltung und Schulen als kulturelle wie symbolische Kulminationspunkte aus dem kleinen Sozialverband herauszulösen, so blieb

vielfach nur die örtliche Kirchengemeinde als Träger einer lokalen Identität bestehen. Das ist sicher ein Pfund, mit dem die Kirche zu wuchern hat. Für den Pfarrbrief heißt das: Er ist bereits ein Medium lokaler Identität, bevor er ein Organ der Kirche ist. Er kann eine Menge Sympathien auf sich ziehen, weil er ein Vertreter dieser schätzenswerten Beziehungs- und Lebenswelt im Kleinen ist und weil sich seine Unvollkommenheit als eine Art liebenswerter Protest gegen das Aufgesogenwerden in Großorganismen (auch die Perfektion der Großpublizistik) dartut.

Im Pfarrbrief sollte also die lokale Welt aufscheinen, aber nicht als Objekt nostalgischer Denkmalspflege, sondern als bewohnte Welt; und als eine Welt, die von der Lebenssubstanz des Evangeliums durchsäuert wird. Es sollte von der Gemeinschaft der Glaubenden die Rede sein, ihrem Engagement, ihren Lebensprozessen, ihrem Selbstverständnis. Das ist eine schwierige Aufgabe, weil sie allzuoft zu peinlicher Selbstdarstellung mißrät. Wie oft läse man, statt von vereinsmeienden Erfolgsbilanzen und kaum geglaubten Aufschwüngen, gerne etwas von der Hilflosigkeit, den Zweifeln, dem Zorn und den Fragen einer Gemeinde.

2.3 Grenzstreitigkeiten

In die Diskussion um den Pfarrbrief, in der es natürlich auch um eine Abgrenzung seiner Funktion und seines publizistischen Ortes ging, haben sich bemerkenswerterweise oft Redakteure von Bistumszeitungen eingeschaltet.⁸ Natürlich ging es um die nicht unbegründete Angst, daß Pfarrbriefe den Kirchenzeitungen das Wasser abgraben könnten. In der Auseinandersetzung einigte man sich auf eine Klärung der Kompetenzen: Die Bistumszeitung sei für die überörtliche Information und Meinungsbildung zuständig, das Pfarrblatt habe eine ausschließliche Berechtigung in der strengen Nur-Bezugnahme auf das Lokale. Der Chefredakteur der Münsteraner Kirchenzeitung, Günther Mees, empfahl gar „weise Selbstbeschränkung“; denn „strebt sie (die kleine Zeitung der kleinen Kirche) nach dem überörtlichen und nicht mehr nachbarschaftlichen Echo, dann sollte sie sich fragen, ob sie noch dem Gesetz entspricht, nach dem sie in ihrer Gemeinde angetreten ist“.⁹

Es fragt sich allerdings, ob diese „kleine Zeitung der kleinen Kirche“ das Gesetz überhaupt kannte, nach dem sie antreten sollte. Zweifelsfrei ist das Lokale ihre Domäne, doch kann sie nicht – der Kirchenzeitung zuliebe – beim Lokalen stehenbleiben. Die Differenzierung Bistumszeitung – überörtlich, Pfarrbrief – lokal ist falsch. Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Medien besteht darin, daß die Bistumszeitung, nicht der hehren Prinzipien wegen, sondern von ehernen Marktgesetzen gezwungen, ein Organ der Binnenkommunikation, also ein Organ für die Kerngemeinde, ist und auch weiterhin sein wird, der Pfarrbrief aber gerade diese Schwelle überschreiten will und mit allen Mitteln dazu befähigt werden muß, das noch viel besser zu können. Man bedenke: Der Pfarrbrief ist das einzige Medium, das Kirche – und damit eben nicht nur die lokale Einzelgemeinde! – und Glaube in den Randzonen der Kirchlichkeit präsent macht. Gewiß, mit „Massenmedien lassen sich keine Bekehrungen machen“ (Elisabeth Noelle-Neumann). Wer aber das Anspruchsniveau an den Pfarrbrief auf die Ebene eines kirchlich angehauchten lokalen Informationsblättchens drücken will, der beraubt das Medium seiner größeren Möglichkeiten.

Im Leben einer Gemeinde spiegelt sich das ganze Spektrum des Glaubens. Von einer Fronleichnamsprozession sollte in einem Pfarrbrief halt nicht nur stehen, daß sie bunt und farbenprächtig stattgefunden habe, sondern warum die Christen dieser Gemeinde dieses Zeichen setzen. Zur Recherche des Pfarrbriefes über die Arbeitslosigkeit in der Gemeinde gehört auch die Kompetenz, etwas Substantielles über die katholische Soziallehre zu sagen. Weihnachten, Ostern, Pfingsten müssen von der Banalität der Weihnachtsmann-, Osterhasen-, Sommerfest-Mentalität befreit werden. Zu den Leuten, denen man das erklären muß, kommt keine Kirchenzeitung. Darum hat der Pfarrbrief – im Rahmen seiner jeweiligen Möglichkeiten nicht nur eine lokale Informations-, sondern ebenso sehr eine weitergehende Erstverkündigungsfunktion, die ihm von keinem anderen Medium abgenommen werden kann. Darüber hinaus ist es schlechterdings nicht einzusehen, worin Bistumszeitung und Pfarrbrief konkurrieren könnten. Der Pfarrbrief ist geradezu ein Wegbereiter der Bistumszeitung. Wenn er gut ist, dann macht er neugierig auf mehr. Wenn die Bistumszeitung gut ist, dann kommt sie den nachgewachsenen Bedürfnissen entgegen. Bevor man Diözesane wird, muß man Gemeindeglied sein. Die Gemeinde ist der Ernstfall von Kirche. Der Pfarrbrief ist der Ernstfall ihrer Kommunikation mit denen, die abwartend, skeptisch, reserviert, freundlich distanziert, erwartungsvoll, sehnsüchtig, kritisch, enttäuscht oder wie auch immer, mögliche Partizipanten des Lebensmodells Jesu sind. Die ausgestreckte Hand zur Gemeinschaft, die der Pfarrbrief sein muß, stellt eine permanente Überforderung der einzelnen Gemeinde dar. Vielfach wird sie diesem Anspruch nur rudimentär genügen können. Sie wird ihn trotzdem nicht aufgeben dürfen. Diese Situation ist eine Herausforderung an jene Instanzen, die helfen könnten: die Fortbildungsstellen der Diözesen, die vor-machen müßten, wie man heute einen Pfarrbrief gestaltet; und die Pfarrbriefdienste, deren publizistische Roh-Materialien noch ganz anders auf die spezifischen Bedürfnisse der Leute an der Basis zugeschnitten sein könnten.

3. Helfen die Pfarrbriefdienste?

Wer heute durch die Gemeinden kommt und dabei einmal kursorisch sichtet, was an kirchlicher Kleinpublizistik produziert wird, der findet mehr oder weniger deutlich die Spuren publizistischer Zuliefererarbeit. Grafiken, Vignetten, Piktogramme, ganze Textseiten, Schriftauslegungen, Monatslosungen etc. präsentieren sich da; nicht immer zur reinen Freude des Beschauers. Nicht selten leuchtet ein redaktionelles Verfahren durch, das sich aufs Kleben beschränkt. Der Instant-Charakter, der sich nahelegt, muß nicht unbedingt die Schuld der Pfarrbriefdienste sein. Für den Augenblick soll diese Beobachtung nur die unerhörte, manchmal penetrante Präsenz dieser Materialien belegen.

3.1 Wer sind die Zulieferer?

Mit der älteste Dienst (1. Jahrgang 1968) ist „ttt“ – themen, tips, termine des Kölner Seelsorgeamtes. Bis 1981 erschien ttt mit dem Untertitel „materialdienst für den pfarrbrief“. Daraus wurde dann in der Nummer 2/1981 „materialdienst für öffentlichkeitsarbeit in der pfarrgemeinde“, worin eine gewisse Schwerpunktverlagerung schon zum Ausdruck kommt. Im September 1982 hieß es dann (in einer Titelfrubrik unter der Überschrift 'Denkpause'): „... wir wollen weg vom Schnippeldienst; da können und wollen wir nicht mit anderen Diensten, die verkauft werden, konkurrieren. Wir wollen Hilfe-

stellung geben für die ganze Breite der pfarrlichen Öffentlichkeitsarbeit. Doch da fehlt uns noch das richtige Konzept. Deshalb wollen wir in den nächsten Monaten eine Denkpause machen . . .“¹⁰ Anfang 1985 war ttt mit neuem Konzept wieder da. – Aus Würzburg kommt KMM – Kirche, Meinung, Medien, herausgegeben von der Gesellschaft für christliche Öffentlichkeitsarbeit. Ebenfalls 1968 erstmals erschienen, wollte KMM „Tips und Informationen zur Öffentlichkeitsarbeit“ bringen. Erst im Laufe der 70er Jahre kam ein stärkerer Trend zum Pfarrbrief, wohl als Folge der ganz praktischen Bedürfnisse der Bezieher. Immer noch bietet KMM regelmäßig auch eine größere Auswahl an Grafik.

In München gibt der Publizistik-Professor Alois Wagner die Pastoralzeitschrift „Lebendige Zelle“ heraus. Sie hat einen Anhang „Pfarrbrief-Service“. Ebenfalls schwerpunkthaft im süddeutschen Raum hat der „Regensburger Pfarrbriefdienst“ eine gewisse Bedeutung. Herausgeber ist Pfarrer Robert Hegele in Teugn/Niederbayern. Das Angebot findet vor allem Interesse beim konservativeren Publikum. Die professionellste (und wie Kritiker meinen: „kommerziellste“) Arbeit leistet der Bergmoser + Höller Verlag. Seit 1970 erscheint dort als „Flaggschiff“ des Verlages der Pfarrbriefmaterialdienst „image“. Mit einer Auflage von fast 7000 Exemplaren geht dieser Dienst heute in 40 Länder. „image“ ist aus kleinen Anfängen herausgewachsen. Über Jahre hinweg wurde er von dem gelernten Publizisten Karl R. Höller in Freizeit- und Nachtarbeit fast alleine erstellt, bis der wachsende Umfang und die Nachfrage eine immer größere Anzahl von freien (und später auch festen) Mitarbeitern möglich machte. Heute arbeiten eine Reihe von namhaften Künstlern, u. a. Schüler von Pankok und Hegenbarth, mit; unter den Textautoren findet sich beispielsweise der Name Josef Dirnbeck. Im evangelischen Raum ist das „Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik“ sehr aktiv. Es erstellt nicht nur den Materialdienst „Der Gemeindebrief“, sondern ist auch Herausgeber des kundigsten und besten Handbuches der Gemeindebriefarbeit.

3.2 „Kommerziell“?

Wer die Herausgeberschaft der verschiedenen Dienste näher betrachtet, wird finden, daß es sich hierbei sowohl um freie unternehmerische Initiative, als auch um kirchenoffizielle Organe handelt. In kritischen Auseinandersetzungen taucht beiläufig immer wieder die Vokabel „kommerziell“ auf. Dabei handelt es sich wohl weniger um einen reflexen Sprachgebrauch als um den Ausfluß unaufgearbeiteter Ressentiments. In Sachen Evangelium hat das Wort „kommerziell“ denkbar schlimme Konnotationen. Simonie, der Handel mit dem Heiligen, liegt nahe. Eine solche Charakterisierung nimmt dem Beschuldigten neben der Ehre auch das kirchliche Rederecht. Dabei weist die Pastoralinstruktion „Communio et Progressio“ über die sozialen Kommunikationsmittel ausdrücklich darauf hin, daß „der sachgerechte Gebrauch der Instrumente der sozialen Kommunikation in die Verantwortung des gesamten Volkes Gottes fällt“ (Nr. 4). Es muß nicht erst entfaltet werden, daß mit diesem Auftrag ein Feld des Laienapostolats katexochen umschrieben ist. Die kirchliche Leitung wird in der Pastoralinstruktion eigens aufgefordert, „die Katholiken und ihre Verbände zu freier und spontaner Initiative“ (Nr. 166) zu ermutigen. Wer alle Initiativen, die nicht aus dem Bereich kirchensteuerlich bedingter Unabhängigkeit kommen, diskreditiert, gerät in Gefahr, das Engagement der Laien nicht wirklich ernst zu nehmen. Nicht jeder, der im Schatten der Kirche sein Brot verdient, bereichert sich unredlich. Solange das Gegenteil nicht bewiesen ist, handelt er im Rahmen des missionarischen Grundauftrages der Kirche und in der Linie ihrer Dokumente.

3.3 Zum Beispiel: „image“

„image“ ist nicht nur der größte, sondern auch der umstrittenste Pfarrbriefdienst. Wer Seitenfüller braucht, der ist mit „image“ bestens bedient. Gleichwohl entspricht dies nicht der Philosophie des Hauses. An „image“ läßt sich die Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit studieren. Mit „image“ werden die besten und die schlechtesten Pfarrbriefe gemacht. Es wundert also nicht, daß Albert Damblon „image“ in das Zentrum seiner kritischen Auseinandersetzung mit Pfarrbriefvorlagen¹¹ gerückt hat. Albert Damblon veröffentlichte seinen Beitrag im Mai 1985. Unmittelbar in der nächsten Nummer des Pastoralblattes antwortete (als entfernt Mit-Betroffener) Wilfried Schumacher¹², der Herausgeber von ttt. In einer darauffolgenden Nummer meldete sich auch Karl R. Höller¹³ von „image“ zu Wort. Worum geht es?

Albert Damblon macht die Qualität von Pfarrbriefen an der „reale(n) Kommunikation über das, was der Pfarrgemeinde am Herzen liegt“¹⁴, fest. Es geht also um die Inhalte von Pfarrbriefen. Damblon zieht hierfür seiner Meinung nach typische Exemplare der Gattung heran: Pfarrbriefausgaben zweier kleiner Landgemeinden. Diese Pfarrbriefe verraten nichts von der konkreten Gemeinde, sie sind austauschbar. „Landauf, landab findet man Pfarrbriefe, die nach diesem Muster produziert werden“¹⁵ Schuld daran sind die Pfarrbriefdienste, die Text- und Grafikmaterial allzu gebrauchsfertig ins (Pfarr-)Haus liefern und so die Pfarrbrieflandschaft uniformieren. Sie erzeugen „Langeweile, die von Allgemeinplätzen ausgeht“¹⁶. Aber nicht nur Langeweile geht von den Pfarrbriefdiensten aus. „Hinter jedem Text und hinter jeder Grafik verstecken sich inhaltliche Tendenzen, die die Herausgeber anbieten und die oft nicht in das Bewußtsein der Pfarrbriefgestalter vordringen.“¹⁷ In der Folge sucht Damblon – an die Adresse von „image“ – eine gesellschaftspolitische und moralische Tendenz auszumachen, die er anhand zweier Beispiele glaubt belegen zu können. Allerdings können Schumacher und Höller den letzteren Vorwurf unisono entkräften.

Ähnlich gelagerte Kritik an Pfarrbriefdiensten kommt aus Mainz. Die Diözesanstelle Pfarrgemeinderäte des Bischöflichen Ordinariates schreibt in Heft 3/85 des Arbeitskreises Pfarrbrief: „Wir finden, daß die Benutzung gerade dieser Vorlagen nicht unbedingt im Sinne unserer Pfarrbriefarbeit sein kann. Diese von 'Profis' vorgefertigten Artikel sind wie ein Tiefkühlkostgericht. Eine Hausfrau taut auch nur in Notfällen ein Fertiggericht auf und ist dann oft mit dem Ergebnis unzufrieden . . . Er muß schon etwas Mühe machen, unser Pfarrbrief, dies macht dann die Identifikation damit leichter. Ansonsten kann man dann auch nicht mit berechtigtem Stolz in dem dann fertigen, zum Großteil 'selbstgemachten' Produkt blättern.“¹⁸

Auffällig an der Kritik Albert Damblons ist zunächst, daß er, der ein „Endprodukt“ in Händen hält, die Quelle rügt. Methodisch sauber arbeitet nur der, der Pfarrbriefdienste untersucht, wenn er Pfarrbriefdienste rügt. Der Rückschluß von der verarbeiteten Vorlage auf das Original ist allemal nur bedingt erlaubt und sinnvoll. Zu einer adäquaten Beurteilung gehört zudem, daß man die Pfarrbriefdienste kennt, um ihre Stellung in der Pfarrbriefbewegung weiß und auch ihr Selbstverständnis in Anschlag bringt. Schlußendlich darf man dann auch die Frage stellen, ob das Angebot nicht doch von der Art sei, daß die Pervertierung die naheliegendste Weise des Gebrauchs der Materialien ist.

3.3.1 Pfarrnachrichten und Pfarrbrief sind zu unterscheiden

Wilfried Schumacher hat in seiner Erwiderung schon auf den substantiellen Unterschied zwischen Pfarrnachrichten und Pfarrbrief hingewiesen. Die Pfarrnachrichten sind ein Informationsorgan der Kern- oder Gottesdienstgemeinde. Sie erscheinen zu meist im wöchentlichen Turnus, enthalten die Termine, Vermeldungen und Ankündigungen der Woche und liegen vielerorts kostenlos – in den Kirchen aus. Zumeist zeichnen der Pfarrer bzw. das Pfarrbüro verantwortlich. Grafik und Textbeiträge von Pfarrbriefdiensten werden herangezogen, um dem Blatt ein freundliches Gesicht zu geben, es mit einem Meditationsimpuls zu versehen, die „Zahlenwüste“ graphisch aufzulockern. Oft genug geschieht das unter Zeitdruck und mit wenig Bedacht. Deswegen sollte man die Pfarrnachrichten nicht mit einer Elle messen, die ihnen nicht zukommt. „image“ rechnet mit diesem speziellen Bedarf und also auch damit, direkt übernommen zu werden. Aber die Pfarrnachrichten sind eben von ihrem Anspruch her nicht „Forum der Gemeinde“. Sie sind immer noch gedruckte Vermeldungen, ohne einen viel weitergehenden Anspruch. Die Verwendung von Pfarrbriefmaterial geschieht hier beiläufig und eher ornamental. Aus diesem Gebrauch sind jedenfalls keine Rückschlüsse auf die weitergehenden Absichten der Pfarrbriefdienste zu erlangen. Auch „image“ möchte nicht in diesem Licht gesehen werden.

3.3.2 Gewachsene Orientierungen

Im Fall „image“ gibt es durchaus ein publizistisches wie pastorales Konzept, das mit höheren Zielvorgaben arbeitet. Zwar wurden diese Leitvorstellungen nirgendwo programmatisch niedergelegt. Aber eine entwicklungsgeschichtliche Sicht wird solche Orientierungen bald entdecken. Sie sind aus der Praxis entstanden. Wer „image“ in seiner Entwicklung und der dabei mitlaufenden Selbstreflexion über die Jahre hinweg beobachtet hat, stellt bald fest, daß hier kein parasitäres Anhängen an einen vorgängigen Trend zu verzeichnen ist. Die rasche Rechnung: Erst war da eine Pfarrbriefbewegung, und dann kamen kommerzielle Unternehmungen, die dabei eilfertig ihre Dienste anboten, ist zwar naheliegend, aber falsch. „image“ ist nicht nur mit einer breiten Bewegung mitgewachsen, sondern hat einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet, daß diese Bewegung überhaupt aufblühte und in solcher Bandbreite, wie sie heute ins Auge fällt, existiert. Man muß einmal die fünfzehn dickleibigen Bände seit 1970 durchblättern. Zu keinem Zeitpunkt wurde da bloße Fertigware zum Kleben produziert. Hingegen fallen andere Phänomene auf, die sich durchgängig belegen lassen.

1. „image“ hatte und hat einen außerordentlichen Kontakt zur Basis. Damit ist nicht nur die reichhaltige Korrespondenz gemeint, die vielen Stimmen, die mit Anregungen, Wünschen und Kritik in „image“ zu Wort kamen. Damit ist beispielsweise gemeint, daß „image“ zu einem Umschlagplatz praktischer Erfahrungen wurde. Praktiker schrieben von ihrer Arbeit, testeten Druckmaschinen und Papiersorten, gaben Tips zur Finanzierung und zur redaktionellen Arbeit und ließen die „Kollegen“ wissen, wie man es macht. Darüber hinaus dürfte die Redaktion von „image“ die größte Sammelstelle von Pfarrbriefen in der Bundesrepublik überhaupt sein. Die eingegangenen Pfarrbriefe werden ausnahmslos ausgewertet und archiviert. Viele gute Texte von der Basis gehen so nicht verloren, sondern werden bei nächster Gelegenheit einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Grafiker, die heute regelmäßig ihre Beiträge zu „image“ liefern, wurden an der Basis entdeckt und weiterempfohlen.

2. Neben dem regen Austausch mit den konkreten Erfahrungen der Pfarrbriefredakteure wurde deren Arbeit stets fachpublizistisch betreut und begleitet. Es fehlt weder an Hilfen zum redaktionellen Arbeiten noch an kommunikationstheoretischen Erörterungen zu Sinn und Gestalt einer wirksamen Pfarrbriefarbeit. Seit Jahren gibt es in „image“ die Rubrik 'Wie es die anderen machen'. Sie dient einer fachpublizistisch-konstruktiven Kritik an den Arbeiten, die von Pfarrbriefredaktionen eingereicht werden. Die besprochenen Pfarrbriefe sind nicht immer Musterexemplare ihrer Gattung, und sie sind auch nicht nach dem Kriterium der Erscheinungshäufigkeit von „image“-Material in ihnen ausgewählt. Tatsächlich ist es sogar so, daß viele Pfarrbrief-Redaktionen ihre Arbeiten bei „image“ einreichen, obwohl sie nichts von dem angebotenen Material verwendet haben. Sie zeigen damit, daß sie die publizistischen Leitvorstellungen und das Selbstverständnis des Pfarrbriefdienstes „image“ besser verstanden haben als manche voreilige Kritiker, die argwöhnen, ein Pfarrbriefdienst sei nur dann am Ziel seiner Wünsche, wenn er sich mit Fleiß umgeklebt in einem lokalen Blatt wiederfindet. In paradoxer Zuspitzung läßt sich sagen: Ein Pfarrbriefdienst ist da, um sich überflüssig zu machen, – wie beispielsweise liturgische Hilfen oder Predigtdienste. Sie warten gemeinsam auf das Wunder der perfekten individuellen Umsetzung.

4. Acht Leitsätze für den Pfarrbriefdienst

Im Blick auf „image“, aber auch auf die anderen Pfarrbriefdienste und auf das, was sie geleistet und versäumt haben, soll nachfolgend der Versuch unternommen werden, ihren legitimen Standort zu erkunden, ihre gewachsene Identität zu fassen und zu beschreiben und das Anspruchsniveau zu artikulieren, das sie anstreben (sollten). Manches davon ist Praxis, anderes wird schon definiert, vieles ist noch unerreicht:

4.1 Der Pfarrbriefdienst ist den Prinzipien der Subsidiarität und Solidarität verpflichtet. Das lateinische „subsidium“ ist ein Terminus aus der römischen Militärsprache. Er bedeutet: „Hilfe aus der Reservestellung“. Die katholische Soziallehre hat – im Anschluß an Bischof Ketteler, der zum ersten Mal von „subsidiärem Recht“ sprach – diesen Begriff zu einem ihrer Fundamente gemacht. Gemeint ist mit Subsidiarität „das ergänzende hilfsweise Eingreifen der größeren Sozialgebilde zugunsten der Einzelmenschen und der kleineren Lebenskreise“¹⁹. In „Quadragesimo anno“ findet sich (n. 79-80) die klassische Definition: „Wie dasjenige, was der Einzelmensch aus eigener Initiative und mit seinen eigenen Kräften leisten kann, ihm nicht entzogen und der Gesellschaftstätigkeit zugewiesen werden darf, so verstößt es gegen die Gerechtigkeit, das, was die kleineren und untergeordneten Gemeinwesen leisten und zum guten Ende führen können, für die weitere und übergeordnete Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen . . .“. Auf die Funktion eines Pfarrbriefdienstes angewandt, bedeutet dies: Das notwendige Erfordernis solidarischer Hilfe besteht genau dort, wo das Einzelgebilde „Pfarrbrief“ publizistisch überfordert ist. Ein Pfarrbriefdienst muß unterstützen, er darf die Eigendynamik der Pfarrbriefe nicht aufsaugen und sie nicht abziehen von dem, was sie mit eigenen Mitteln besser leisten können. Wenn der Pfarrbrief die Funktion hat, eine Brücke zum Verständnis und Mitleben der in der Gemeinde präsenten Kirche zu sein, wenn er der erste Schritt zur Partizipation ist, dann ist er in vieler Hinsicht stärker gefordert, als es die vorhandenen Kräfte zulassen. Der Pfarrbriefdienst ist also ein freies Solidaritätsangebot, das Pfarrbriefe optimal zu ihrem Auftrag befähigen möchte. Dieses Angebot entbindet den einzelnen Pfarrbriefredakteur natürlich nicht von der Aufgabe, verantwortlich mit dem Material umzugehen, d. h. es tatsächlich nur subsidiär und im Dienst des kleineren Lebenskreises einzusetzen.

4.2 Der Pfarrbriefdienst ist dem Prinzip der Professionalität verpflichtet. Er möchte dazu verhelfen, daß Pfarrbriefe als publizistisches Medium ernstgenommen werden. Pfarrbriefe haben einen pastoralen Auftrag. Sie sind weder Beschäftigungstherapie für den Pfarrgemeinderat noch ein Sandkastenspiel für Möchtegern-Redakteure. Genauso töricht ist das Schlagwort „Hauptsache selbstgemacht“. Dahinter steckt die Leitidee „Schülerzeitung“. Aber es geht nicht darum, mit dem Pfarrbrief ein Erprobungsfeld für den publizistischen Nachwuchs zu eröffnen. Der Satz: „Grundsätzlich ist ein total 'selbstgemachter' Pfarrbrief das erstrebenswerteste“²⁰ ist falsch. Richtig muß er heißen: „Grundsätzlich ist der Pfarrbrief am besten, der unter Aufbietung aller zur Verfügung stehenden Mittel seine kommunikative Zielvorstellung verwirklicht.“ Wenn der Pfarrbriefdienst dazu verhilft, das qualitative Niveau und die Lesefreundlichkeit der Pfarrbriefe zu erhöhen, hat er seinen Auftrag erfüllt. Für den Pfarrbriefdienst selbst bedeutet dies, textlich und grafisch eine Qualität zu liefern, die es dem Pfarrbriefredakteur ermöglicht, quasi-professionell zu arbeiten. Unebenheiten, Dilettantismen mögen den „Charme der kleinen Dinge“ ausstrahlen. Er verfliegt aber, wenn man ihn sucht. „Hauptberuflich tätigen Journalisten sieht man Pannen bei der Herstellung ihrer Zeitung nur grollend nach. Der Kredit, den man den Pfarrbrief-Herstellern entgegenbringt, ist aber auch nicht unbegrenzt.“²¹

4.3 Der Pfarrbriefdienst ist dem Prinzip der Vorläufigkeit verpflichtet. Alle Materialien, die erstellt werden, werden als Rohmaterialien für eine weitergehende Redaktionsarbeit angeboten. Diese Adaption der Materialien für den Pfarrbrief geschieht unter folgender Leitvorstellung: Kommunikationssituation ist die Marginalität des größten Teils der Getauften zu den prägenden Lebensvollzügen der Gemeinde; Kommunikationsabsicht ist die Vermittlung von den diversen Rändern zum Kern des örtlichen Glaubensgeschehens; Kommunikationsgegenstand ist das Ganze von Glaube und Kirche, wie es anläßlich seiner Spiegelung in der lokalen Gemeinde präsent wird. Dieses Kommunikationsgeschehen enthält sowohl typisch-allgemeine wie auch individuell-konkrete Elemente. Ein Pfarrbriefdienst kann nur annäherungsweise arbeiten. Seine Domäne ist das Typische, das, was sich aus der Rezeption vieler Pfarrbriefe als generelle Anforderung erweist. Es wird (zumindest in der Theorie) die Ausnahme sein, daß ein vorgegebener Text nahtlos in die Kommunikationsabsicht eines Pfarrbriefes paßt. Selbst wenn eine vorformulierte Argumentation überzeugt, ist es besser, sie noch einmal durch das Nadelöhr der Subjektivität des örtlichen Redakteurs gehen zu lassen, als sie einfach abzuschreiben (was natürlich erlaubt ist).

Trotz dieser Leitvorstellung muß der Pfarrbriefdienst seine Angebote optisch und typografisch so anbieten, daß sie jederzeit reproduktionsfähig sind. Die tatsächlichen Verwendungen des Materials sind so vielgestaltig, daß auch die direkte Übernahme manchmal gerechtfertigt ist. Der pädagogische Zeigefinger ist ohnehin nicht das Mittel, mit dem man aufs Ganze gesehen bessere Pfarrbriefe bekommt. Das Problem, wie Pfarrbriefredakteure mit dem Fundus der Möglichkeiten sinnvoll und effizient arbeiten, ist eher durch Weiterbildung und Aufklärung als durch Dirigismus zu lösen.

4.4 Der Pfarrbriefdienst ist ein Forum des Austauschs zwischen Fachpublizistik, Pastoraltheologie und Pfarrbriefpraxis. Sofern diözesane Einrichtungen keine Schulungen anbieten – leider sieht man dies noch viel zu selten –, geschieht Arbeit am Pfarrbrief meist sehr isoliert. Das Spektrum anderer Pfarrbriefe liegt nicht im Horizont. So

mangelt es an Anregung und auch am Vergleich. Die beklagte Uniformität der Pfarrbriefe liegt nicht an einer zu weitgehenden Rezeption der Materialdienste, sondern an einer falschen Rezeption. Diejenigen Pfarrbriefe, die in einem intensiven kritischen Austausch mit dem Pfarrbriefdienst stehen, die also die angebotene Plattform der Diskussion nutzen, wissen sich sehr wohl voneinander zu unterscheiden. Über die Redaktion des Pfarrbriefdienstes sollen weiterführende Impulse in das Gespräch eingebracht werden, die verhindern, daß das Medium „Pfarrbrief“ infolge Blutmangels von außen zum „Käsblättchen“ verkommt. Solche Impulse betreffen sowohl die inhaltliche Seite (spirituelle, verkündigungstheologische, pastorale Impulse) als auch die formale Seite (Pfarrbrieftechnik, Organisation, redaktionelles Rüstzeug).

4.5 Der Pfarrbriefdienst leistet Sprach-Hilfe. Die Bewegung Gottes zu den Menschen hin ist wesentlich eine Überlieferung ins Wort hinein. Die Krise unseres Glaubens hängt darum ursächlich mit der Sprachlosigkeit im Glauben zusammen. Die konventionellen Worte greifen nicht mehr recht. „Die überlieferte christliche Sprache weiß man nicht so zu gebrauchen, daß sie redlich und wirksam im heutigen Kontext zur Geltung kommt. So rückt sie in den Rang einer Fremdsprache, deren man sich allenfalls nur noch in Ausnahmesituationen bedient. Für das alltägliche Leben gerät der Glaube weithin in Sprachlosigkeit und muß entsprechend verkümmern.“²² Theologie ist darum notwendig eine Übersetzungswissenschaft. Sie vollzieht sich nicht primär in den Studierstuben der universitären Theologie, sondern beispielsweise dort, wo sich glaubendes Handeln alltäglich mitteilen muß. Gerade der Pfarrbriefredakteur sieht sich mit dieser Aufgabe konfrontiert. Hier in der Konkretion ist er als Theologe – das will sagen: Übersetzer – gefordert. Katechismuswissen und Verweise auf voluminöse theologische Standardwerke helfen ihm da nicht. Gewiß, nicht erst seit Karl Rahner arbeitet man an den berühmten Kurzformeln des Glaubens. Aber für (Laien-) Pfarrbriefredakteure sind diese Kurzformeln erst greifbar, wenn man sie mit Sprachversuchen konfrontiert, die ihre konkrete Situation vorausnehmen oder anhand deren analoges Sprechen möglich wird. Damit ist die theologisch-sprachliche Anforderung an den Pfarrbriefdienst ins Licht gerückt. Pfarrbriefdienste haben die Pflicht, das durchgehende Wagnis sprechen-den Glaubens zu unterhalten. Das ist kein Sprechen „über“. Vielmehr versucht erfahrener und gelebter Glaube eine solche Dichte und Sprachkompetenz zu erlangen, daß er jenseits der geläufigen Floskeln neu berührt und insofern mitteilbar und attraktiv (= anziehend) wird. Wiederum sind die Begriffe „participatio“ und „communio“ wirksam. Der Pfarrbriefdienst offeriert das Angebot der Teilnahme an gesprochenem Glauben, er will Sprach-Gemeinschaft, Muttersprachlichkeit. Dieses Sprechen im Pfarrbriefdienst wird aber nicht im bloßen Nachsprechen wirksam. Es soll zum eigenen Wort provozieren.

4.6 Der Pfarrbriefdienst leistet Seh-Hilfe. Analog zur Krise glaubenden Sprechens gibt es auch eine Krise des gläubigen Sehens, die sich im augenfälligen Mangel gültiger künstlerischer Aussagen des Glaubens manifestiert. Wer sich nicht der Epigonalität verdächtigen lassen will, der übt als Künstler Zurückhaltung und schließt sich dem gängigen Bilderverbot an. Und doch braucht der Glaube Bilder. „Die Biblia pauperum empfahl sich für die alten Analphabeten, das Piktogramm gilt den heutigen. Illustration in Druckwerken trifft auf hochmütige Abneigung Gebildeter, die dem geschriebenen Wort alles zutrauen. Sie verschmähen Illustration als unseriös, weil ihre Auffassungskraft sich unterschätzt dünkt, und verschmähen damit eine Illumination, die der Text

nicht leistet, und eine Authentizität, die dem Bild eigentümlich ist.“²³ Das meiste Interesse am Pfarrbriefdienst ist Interesse an grafischen Darstellungen. Dabei reichen die Wünsche vom guten alten Katechismusstil bis hin zu innovativen Arbeiten. Über die Service-Leistung „Gebrauchsgrafik für kirchliche Zwecke“ hinaus muß der Pfarrbriefdienst den Ehrgeiz haben, einen Beitrag zur Entwicklung einer zeitgenössischen Ikonographie zu leisten. Aus Scham vor der Preisgabe in höhnendes Mißverständnis hat sich der Glaube in die kühlere Welt der Begriffe zurückgezogen. Abstrahiert von seiner Erscheinung, hat er eine gewisse Immunität. Dieser Gewinn ist zugleich ein Verlust: Verlust an sinnlicher Präsenz, an Konkretion und Originalität. In Bildern spricht „die einladende und fordernde Stimme des Dinges selbst“²⁴ Bilder haben ein Beharrungsvermögen im Geist, sie repräsentieren eine Ganzheit, die der abgezogene Begriff nicht mehr hat. Darum ist es so wichtig, daß der Glaube wieder eine Bildsprache entwickelt, die sich gegen die Flucht der raschen Vokabeln stemmt. Ein Christusbild, das die paternalen Nazarenerzerrbilder vergessen macht, leistet vielleicht mehr an Überlieferung und christlicher Substanzerhaltung, als die wortreichste Apologie es vermag. Der Pfarrbriefdienst ist eine Instanz, die Künstler dazu ermutigt, sich dieser Aufgabe zu stellen. Dabei ist der Pfarrbriefdienst in einem Anreger und Multiplikator künstlerisch wertvoller christlicher Grafik. Im Pfarrbrief abgedruckt, findet zunehmend eine moderne Bildsprache des Glaubens Verbreitung. Allerdings kann der Pfarrbriefdienst die wirklich weiterführenden Versuche christlicher Künstler nur anbieten, nicht verordnen. Sie stehen neben handwerklich gediegenen Arbeiten konventioneller Machart, die sich noch immer großer Beliebtheit erfreuen; vermutlich, weil sie einfacher in katechetische Zwecke zu integrieren sind. Oft ist aber die leichte Eingängigkeit und Verständlichkeit ein fragwürdiger Erfolg auf der kurzen Distanz.

4.7 Der Pfarrbriefdienst eröffnet den Pfarrbriefen ein breiteres Spektrum inhaltlicher Auseinandersetzung mit dem Phänomen Kirche, wie es in der lokalen Gemeinde präsent wird. In der Gefahr der Ghettoisierung des kirchlichen Lebens, die zumeist eine Selbstversiegelung ist, trägt der Pfarrbrief nicht selten die geballte Last des Brückenschlages zu denen, die keinen Anteil an den inneren Vollzügen des Glaubenslebens einer Gemeinde mehr haben. Das Erklärungsdefizit wird Laien-Redakteuren aufgebürdet, die weder eine theologische noch eine publizistische Qualifikation zu dieser Aufgabe vorweisen können. Infolgedessen unterbleibt vielfach die Hinführung zum Kirche-Sein der Gemeinde. Indem der Pfarrbriefdienst den Innenraum des gemeindlichen Glaubensvollzuges unter allen nur denkbaren Aspekten für einen „gedachten“ Außenkreis aufschlüsselt, leistet er die Vorarbeit, einladend von den tieferen Dimensionen christlichen Lebens vor Ort zu sprechen. Sie hat zwei Quellen: Entweder benutzt man Pfarrbriefdienste gar nicht und hält sich im engen Kreis des Beschreibbaren oder auch nur der Termine, Ankündigungen und Fest-Rückblicke auf; oder man benutzt sie und benutzt sie falsch, nämlich als ein steriles Fertigprodukt. Das kann man aber nicht dem Pfarrbriefdienst anlasten, zumal es genug hervorragende Pfarrbriefe gibt, die kreativ mit dem Material umzugehen wissen. Der Pfarrbriefdienst will bereichern, anregen, den Horizont erweitern. Er will nicht „ersetzen“, und er sagt dies oft genug. Augenfällig ist die Analogie zum Predigtendienst: Eine gute Predigtvorlage wird nicht dadurch schlechter, daß sie den Prediger in vielen nachweisbaren Fällen zum bloßen Verlesen der Vorlage verführt. Wer mit dem Pfarrbriefdienst verantwortlich arbeitet, hat das beste Instrument gegen Uniformität und Langeweile zur Hand. Nur muß er damit arbeiten.

4.8 Der Pfarrbriefdienst ist „tendenziös“ kirchlich, missionarisch und gemeindeorientiert. Ein Pfarrbriefdienst, der Mittlerdienste zwischen Kirche und Mensch offeriert, kann sich keinen subjektiven Lieblingsideen verschreiben. Er kann es meist schon faktisch nicht, weil er ökonomisch von denen abhängig ist, die ihn abonnieren. Leseerwartung und Verlagsintention pendeln sich automatisch in der Mitte dessen ein, was in der Linie der kirchlichen Verlautbarungen und Lehräußerungen liegt. Die Mitte der „gesunden Lehre“ muß aber keine mediokre Langeweile erzeugen. Es ist durchaus erlaubt, die Mitte zu radikalisieren, sie aus einer Notlösung in eine Position zu verwandeln. Der Pfarrbriefdienst, der sich dieser engagierten Mitte verschreibt, muß heute zuerst kirchlich sein, d. h. er muß dem verhängnisvollen Trend zur subjektiven Isolation des Glaubensgeschehens – sei es in die Innerlichkeit privater Religiosität oder der Grüppchen, Konventikel und elitären Zirkel – wehren: Der Glaube ist nur im Ganzen der Kirche und ihrer großen Tradition zu finden. Ein solcher Pfarrbriefdienst ist weiterhin notwendig missionarisch: Kirche kann heute nur existieren, indem sie sich über ihrem Auftrag vergißt. Sie ist um der Menschen willen da; ein Eigenrecht hat sie nicht. Wenn die Menschen nicht zu ihr kommen, muß sich Kirche auf den Weg zu den Menschen machen. Kirche muß öffentlich werden, und sie kann es, ohne ihre Substanz zu verschleiern, wie die Hüter einer falschen Arkandisziplin argwöhnen. Darum ist der Pfarrbriefdienst betont missionarisch: Er nimmt eine Sendung wahr; er „wirbt“ für den Glauben und versucht anderen zu zeigen, wie man heute publizistisch werbend für den Glauben eintreten könnte. Schließlich ist der Pfarrbriefdienst bewußt gemeindeorientiert. Glaube unterscheidet sich von Gläubigkeit, die sich nur in der Innerlichkeit manifestiert. Echter Glaube hat eine soziale Dimension und bewährt sich dort, wo die Menschen konkret miteinander leben und schon durch den gemeinsamen Lebensraum aufeinander verwiesen sind. Dieser Lebensraum wird zur Gemeinde, indem der gleiche Glaube die Menschen noch einmal tiefer miteinander verbindet und zeichenhaften Ausdruck im Gottesdienst gewinnt. Hier ist „Quelle und Gipfel“ (Liturgiekonstitution) des christlichen Lebens. Der „Gipfel“ Liturgie ruht auf einem breiten Bau miteinander geteilten, erfahrenen und gefeierten Lebens. Der Pfarrbriefdienst stellt sich bewußt in den Dienst an der Integration in die gemeindliche Konkretion von Christsein.

5. Ein Wunsch

Keine Frage: Es gibt sehr schlechte Pfarrbriefe. Es gibt auch schlechte Pfarrbriefdienste. Aber das sollte sich über die Gesetze der Marktwirtschaft regeln. Was aber fehlt, sind kirchliche Initiativen auf breiter Basis, die dafür Sorge tragen, daß die vielen tausend (!) engagierten Pfarrbriefredakteure in die Lage versetzt werden, kompetentere publizistische Arbeit zu leisten, – mit und ohne Pfarrbriefdienste. Es gibt eine kaum vorstellbare Bereitschaft in den Gemeinden, Integration durch publizistische Medien zu bewirken. Nicht gleichermaßen entwickelt ist der Instinkt kirchlicher Bildungsinstanzen, diese Chance aufzugreifen. Warum nicht?

Anmerkungen

- 1 K. Rüdiger Durth: Kirchliche Presse-Praxis, Ein Handbuch. Wiesbaden 1982, 65
- 2 Handbuch „Der Gemeindebrief“; Praxisnahe Arbeitshilfe für kirchliche Publizistik in Gemeinde, Diakonie und Mission, Frankfurt 1983, 260
- 3 Weibischhof Wolfgang Rolly, in: Arbeitskreis Pfarrbrief – anregen, unterstützen, beraten, Heft 2/85, herausgegeben vom Bischöflichen Ordinariat Mainz, 2

- 4 *Klaus Hemmerle*: Seelsorge als geistliches Tun, in: Lebendige Seelsorge 1979, 276f
- 5 *Klaus Hemmerle*: a.a.O., 277
- 6 Siehe Untersuchung „multimedia“, Wien, Nr. 12/1984
- 7 *Günter Kieslich*, zit. nach: *K.R. Durth*, a.a.O., 65f
- 8 So z.B. *Günther Mees*: Pfarrbrief – die kleine Zeitung der kleinen Kirche, in: Sein und Sendung 1972, 171–174. Ähnliche Vorstöße können aus ungedruckten Protokollberichten vielfach belegt werden. Bemerkenswert ist etwa die Stellungnahme des Diözesanrates Münster vom 3.10.1973 (Kirchliches Amtsblatt Münster 1973 Nr. 26), die nach einem Besuch der Kirchenzeitung erfolgte: „Der Ausbau dieser Pfarrbriefe zu lokalen Organen würde darüber hinaus den pastoralen Auftrag der Bistumszeitung als Sprachrohr der Kirche von Münster und als Informationsmittel und Diskussionsforum für die Diözesanen erheblich beeinträchtigen.“
- 9 *Günther Mees*, a.a.O., 174
- 10 themen, tips, termine, materialdienst für die öffentlichkeitsarbeit in der pfarrgemeinde, Heft 3/ 1982, 1
- 11 *Albert Damblon*: Pfarrbriefvorlagen – nicht nur eine Chance (Impulse zur Diskussion), in: Pastoralblatt 5/1985, 150-154
- 12 *Wilfried Schumacher* zu: *Albert Damblon*, „Pfarrbriefvorlagen – nicht nur eine Chance“, in: Pastoralblatt 6/1985, 187-189
- 13 *Karl R. Höller* zu: *Albert Damblon*, „Pfarrbriefvorlagen – nicht nur eine Chance“, in: Pastoralblatt 8/1985, 251f
- 14 *Damblon*, a.a.O., 151
- 15 *Ebenda*, 151
- 16 *Ebenda*, 151
- 17 *Ebenda*, 152
- 18 Arbeitskreis Pfarrbrief – anregen, unterstützen, beraten, Heft 3/85, herausgegeben vom Bischöflichen Ordinariat Mainz, 31
- 19 *Josef Höffner*: Christliche Gesellschaftslehre, Kevelaer 1975, 51
- 20 Arbeitskreis Pfarrbrief 3/85, a.a.O., 29
- 21 *Günther Mees*, a.a.O., 172
- 22 *Gerhard Ebeling*: Einführung in die theologische Sprachlehre, Tübingen 1971, 26
- 23 *Johannes Gross*: Notizbuch – Neue Folge. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Magazin Nr. 294, vom 18.10.1985, 32
- 24 *Theodor Haecker*: Über Newmans Grammatik der Zustimmung, in: Christentum und Kultur, München und Kempten 1929, 145

SUMMARY

In the author's opinion, one often underrated journalistic phenomenon are the many parish letters, bearing witness to the enthusiastic public spirit of the community as a whole. Parish letters form the contact between the core of the community and those who have retreated into a kind of border-Christianity caused through the pressure of life. The parish letter is informative, it interprets and invites community members to participate and partake in the Communion. Its goal is the realisation of the Church, and of which the people must be informed. This however very often produces a permanent excessive demand on the majority of the editorial staff. The parish letter service is actually a subsidiary institution aiding in the subsequent goal of Communion. They are projected through necessity but are also in danger of becoming through misinterpretation - a dead-weight. Ideally the parish service should assist with professional editorship, in that they prepare and provide the foundation and raw materials on which the present situations can be adapted. They are a form of exchange between professional journalism, pastoral theology and parish letter practice. The parish letter service should attempt to exemplify the discussions of the faithful and offer attractive standards in the faith. In this manner, the parish letter can offer immense opportunities. Unfortunately too little was realised from the side of the Church about the importance of editorial work, and that this requires help and assistance through further training of personnel before it can become a truly effective journalistic instrument of the Church.

RÉSUMÉ

Selon l'auteur, on a souvent sous-estimé le phénomène journalistique que sont les innombrables bulletins paroissiaux qui manifestent la vitalité des communautés. Les bulletins paroissiaux constituent un lien entre le noyau de la communauté et les personnes qui s'en sont éloignés comme dans une sorte de christianisme - en - marge à cause du poids de la vie quotidienne. Le bulletin paroissial est informatif; mais également il interpelle et invite les membres de la communauté à participer et à prendre part à la communion. Son objectif est la réalisation de l'Eglise et la transmission des nouvelles dont les gens doivent être informés. Cependant, très souvent, cela exige un travail considérable de la part de l'équipe responsable. Les services du bulletin paroissial n'ont actuellement qu'une reconnaissance secondaire par rapport à l'objectif central qu'est l'édification de la communion. Ils sont ressentis comme nécessaires, mais en même temps comme un danger mortel à cause du risque de mauvaise interprétation. Idéalement, les services du bulletin paroissial devraient être assistés par un groupe éditorial professionnel qui préparerait et offrirait des articles de fond et des matériaux bruts, qui pourraient être adaptés aux situations locales. Il y a là une rencontre possible entre journalisme professionnel, théologie pastorale et pratique de l'information paroissiale. Les services du bulletin paroissial devraient être un lieu de discussion des questions de la foi et ils devraient offrir des modèles de vie pour le croyant. De cette manière, la lettre paroissiale peut remplir un rôle important. Malheureusement, l'Eglise réalise trop peu l'importance des personnes qui le remplissent, notamment par une formation permanente, avant que cela ne puisse devenir réellement un outil journalistique efficace de l'Eglise.

RESUMEN

Uno de los fenómenos periodísticos más devalorizados son los innumerables boletines parroquiales, que están dando testimonio del espíritu entusiasta de la comunidad como en su conjunto. Los boletines parroquiales realizan el contacto entre el núcleo de la comunidad y aquellos que se han marginado del cristianismo practicante. El boletín parroquial es informativo, interpreta e invita a los miembros de la comunidad a participar y tomar parte en la comunión. Su objetivo es la realización de la Iglesia y de lo cual la gente debe ser informada. Sin embargo muy a menudo esto produce

una permanente y excesiva demanda de gran parte de la redacción. El servicio de boletín parroquial es en la actualidad una institución subsidiaria que ayuda a lograr el objetivo de la Comunión. Ellos han sido proyectados en función de una necesidad, pero están en peligro de transformarse en un peso muerto, por causa de una mala interpretación. En una situación ideal el boletín parroquial debería ser apoyado por una redacción profesional, de manera que prepare y provea la base y el material bruto en el cual las situaciones actuales pueden ser adaptadas. Son una forma de intercambio entre el periodismo profesional, teología pastoral y la práctica de boletines parroquiales. El servicio de boletín parroquial podría tratar de ejemplificar las discusiones acerca de la fé y ofrecer enormes oportunidades. Desgraciadamente de parte de la Iglesia, poco se han dado cuenta acerca de la importancia del trabajo editorial y que este trabajo requiere ayuda y asistencia a través de una capacitación más profunda del personal para que este servicio llegue a ser efectivamente un instrumento periodístico de la Iglesia.